

Der französische Staat der Gegenwart. Von Ernst v. Hippel. (Jedermanns Bücherei, Abteilung Rechts- und Staatswissenschaft.) Kl. 8° (160 S.) Breslau 1928, Ferd. Hirt. Geb. M 3,50

Die beiden vorstehenden Bände bieten auf ihrem jeweiligen Sachgebiet eine Fülle von Aufschluß und Wissenswertem. Wittmayer bringt unter den beiden großen Gesichtspunkten Demokratie und Parlamentarismus die ganze schier unübersehbare Reihe alter, neuer und neuester Verfassungen des demokratischen und parlamentarischen Systems. Wer nicht voll in den Problemen steht, dürfte allerdings in Gefahr kommen, über der Fülle des Gebotenen den Überblick und damit auch den richtigen Einblick zu verlieren. Für den politisch stärker Interessierten und Kundigen bringt das Buch aber viel der Anregung. Auch die Gegenüberstellung von Demokratie und Parlamentarismus erweist sich als ein ungemein fruchtbarer Weg zum tieferen Eindringen in das heute herrschende politische System.

Wie sich die Schrift Wittmayers auszeichnet durch äußerst ruhige und sachliche Darlegung, so auch das Buch v. Hippls über den französischen Staat der Gegenwart. Der Verfasser will dabei über das Verstehen eines Volkes in seinen staatlichen Einrichtungen zum Verstehen seiner Seele und damit zur Verständigung mit diesem Volke führen. Gerade die Rücksicht auf die starken Bemühungen von beiden Seiten, nicht zuletzt auch in politischen Kreisen, zwischen den beiden Völkern engere Beziehungen zu knüpfen, läßt dieses Buch zur Stunde als besonders dankenswert erscheinen. Bei aller sachlichen Kürze wird die Darstellung doch auch weiteren Kreisen gerecht.

Constantin Noppels J.

Literaturwissenschaft

Novalis. Seine philosophische Weltanschauung. Von Dr. F. Imle. gr. 8° (VIII u. 152 S.) Paderborn 1928, Ferdinand Schöningh. M 6.—, geb. 7,50

Das Buch soll, wie die Verfasserin unter Hinweis auf ihre ähnlich gerichtete Studie über Friedrich Schlegel schreibt, „wieder keine genetisch literaturhistorische Monographie, sondern nur — ein philosophisch-psychologisches Charakterbild eines führenden Geistes der Romantik“ sein. Es beschränkt sich „auf die Skizzierung dessen, was er (Novalis) selbst sagte und schrieb, sann und sang“. Besonders möchte Imle den Wahrheits- und Gottsucher Novalis, dem allerdings „das Finden hienieden

versagt blieb“, zu Ehren bringen. „Mag immerhin auch dies Buch die literarischen Fachkreise enttäuschen“, schreibt die Verfasserin etwas resigniert, „philosophisch gebildeten und religiös erschlossenen, ringenden Geistern der Gegenwart möge es ein instruktives Stücklein lebendiger Seelenwirklichkeit einer fernen, aber gerade der heutigen nicht unähnlichen Zeit erschließen.“

Von den 13 kurzen Abschnitten des Werkes ist der erste, „Das Seelenbild des Novalis“, wohl der wichtigste und gehaltreichste, aber er gehörte eigentlich — wenn auch in anderer Gestalt —, als Schlussergebnis der Arbeit an die letzte Stelle. Nun schließt die mit hingebender Liebe zum Gegenstand entworfene philosophisch-psychologische Charakterstudie der gewinnendsten Persönlichkeit der Frühromantik mit dem sehr problematischen Kapitel „Poetisch-philosophische Einfälle über Soziologie, Geschichte, Kunst und Natur“, das den Eindruck eines fragmentarischen Anhangs macht und zusammen mit den zahlreichen andern sachlich unstrittenen Partien der Arbeit — man denke an die wohl niemals restlos lösbare und doch wichtige Frage, was bei Novalis eigene originelle Ansicht ist und was „von fremden Ideen gebildet überzogen und oft bis zur Unkenntlichkeit verdeckt wird“ — beim Leser das Gefühl einer gewissen Enttäuschung zurückläßt. Das wäre an sich kein schwerer, auch kein besonderer Tadel gegen die Verfasserin: die Aufgabe die sich Imle stellte, gehört nun einmal zu den schwierigsten der deutschen Literatur- und Geistesgeschichte.

Viel schlimmer als die erwähnten oder doch angedeuteten Mängel ist indes die wissenschaftlich ganz unhaltbare, ungenaue und selbst irreführende Art des Zitierens. Fast auf jeder Seite wird, zumeist sogar wiederholt, auf die große Novalis-Ausgabe von Jakob Minor (4 Bde., Jena 1907, Eugen Diederichs) verwiesen. Aber ein genauer Vergleich mit dieser in der Tat erstklassigen, wenn auch nicht ganz vollständigen Quelle ergibt, daß die Verfasserin auf Schritt und Tritt nach einer andern, anscheinend sehr fehlerhaften Ausgabe, einer Quelle 3. oder 4. Ranges, zitiert, die jedoch nirgends genannt wird. Von den ungefähr 30 vergleichenden Stichproben, die ich machte, ergab sich in keinem einzigen Falle eine vollkommene Übereinstimmung mit der Ausgabe von Minor. Manchmal waren die Abweichungen geringfügig, sehr oft aber auch von sinnstörender Art. Daß Hardenbergs berühmte Schrift „Die Christenheit oder Europa“ wiederholt unter dem Titel „Das Christentum und

Europa“ angeführt wird, ist nur ein konkretes Beispiel von dem bedauerlichen Mangel an Akribie, der den Wert von Imles sonst sehr ansprechender, mit Geist und einfühelndem Verständnis geschriebenen Studie beeinträchtigt. A. Stockmann S. J.

Hölderlin-Eichendorff. Vom Wesen des Klassischen und Romantischen. Von Martin Nink. Kl. 8° (152 S.) Heidelberg o. J., Niels Kampmann. M 5.50

Es ist gewiß kein geringes Wagnis, ausgerechnet an Hölderlins „dichterischem Urerlebnis“ das Wesen der deutschen Klassik aufzeigen zu wollen; denn wie Nink selbst einleitend ganz richtig bemerkt, war Hölderlin der Literaturgeschichte immer „ein unangenehmer Gast, den sie nicht unterzubringen wußte, weil er sich weder in die geläufigen Schemata der Klassik, noch in die der Romantik fügen wollte“. Im allgemeinen gewöhnte man sich daran, „in ihm einen Frühromantiker zu sehen“. Aber „davor steht warnend seine glühende Verehrung für Schiller sowie die nicht minder sprechende Tatsache, daß er von dem allgewaltigen Einfluß des romantisierenden Goethe fast ganz unberührt geblieben und er noch zur Zeit seiner Verdunklung mit stiller Abneigung von ‚dem Herrn von Goethe‘ sprach“.

Nach großzügiger, aber nicht immer zutreffender Charakteristik von Hölderlins poetischer Auffassung, kommt Nink zum Ergebnis, daß der geniale, in Begeisterung auflodernde Oden-dichter durch sein tragisch-heroisches Lebensgefühl und seinen allbegeisterten Enthusiasmus gleich Homer, Aischylos, Sophokles, Pindar und andern den Klassikern zuzurechnen ist und in deutlichem Gegensatz zum „Traum oder ausschweifenden Ekstase“ der Romantiker steht. Nink bemerkt schließlich mit großer Sicherheit: „Wir dürfen mit den gewonnenen Begriffen jedes angeblich klassische Werk auf seine Echtheit hin prüfen, und es würde beispielsweise Faust nicht standhalten. Goethe sucht seinen Helden am Schluß zu erklären; aber ist das Sieg, ist das Triumph, ist das ‚tobende Freude‘? Wird es klar, was Hölderlin von Goethe schied und was ihn mit Notwendigkeit in Schillers Nähe führen mußte?“ (26.)

Der Abschnitt über Hölderlin ist glänzend geschrieben, ein wahres literarisches Bravourstück, wirkt indes nicht recht überzeugend. Eher ist das bei der sorgfältigen, um hundert Seiten umfangreicheren Studie über Eichendorff, als den typischen Vertreter der Romantik, der Fall. Diese tief durchdachte,

auf umfassender Kenntnis der Poesien und auch der literarhistorischen Werke des letzten Ritters der Romantik fußende Darstellung zeigt die unendlich oft mißverstandene Romantik nun doch in einem bedeutend helleren und edleren Lichte als wir von Nink nach dem Essay über Hölderlin erwarten durften. Allerdings finden sich in der Schilderung von Eichendorffs letzter Lebens- und Schaffensperiode manche Ausdrücke und Wendungen, die bei dem anscheinend katholischen Verfasser befremden. So schreibt er S. 142 von der „rein gefühlsmäßigen Anbetung in der katholischen Kirche“. S. 143 meint er, daß sich Eichendorff „in seinem persönlichsten Verhältnis zu dem Wunderbaren und Wunderbarsten weder durch Dogmen, noch durch priesterlichen Moralunfug stören“ ließ, und daß sein „Ezzelin“ an des Dichters Überzeugung, der christliche Glaube sei der tieftragischste Stoff, und das Tragische sei letzterdings immer als ein verklärendes Märtyrertum zu fassen, scheitern mußte, dieselbe „starre Doktrin“ wirke lähmend auch in den Versen. Trotz mancher Bedenken, die sich an solche und ähnliche, dem Verfasser vielleicht unbewußte Entgleisungen knüpfen, verdient die kleine, gutgearbeitete, auch formschöne Schrift nicht nur bei Literaturfreunden, sondern auch in den Kreisen der Fachleute Aufmerksamkeit. A. Stockmann S. J.

Der junge Sebastian Brunner in seinem Verhältnis zu Jean Paul, Anton Günther und Fürst Metternich. Von Renatus Rigen O. F. M. Mit zwei Bildbeilagen u. einem Facsimile. gr. 8° (XVI u. 190 S.) Alibach 1927, Lothar Schütte. M 6.—

Daß der Dichter Jean Paul und der Wiener Philosoph Anton Günther den schlagfertigen Vorkämpfer für kirchliche Freiheit Sebastian Brunner wenigstens in seiner Frühzeit stark beeinflussten, war bisher wohl im allgemeinen bereits bekannt. Auch über die freundschaftlichen Beziehungen, die den jungen Brunner mit dem Fürsten Metternich verbanden, sind wir teils durch Brunner selbst, teils durch seine Biographen Fr. Lauchert, J. Scheicher und Fr. Schnürer einigermaßen unterrichtet. Aber Renatus Rigen kann im Vorwort seiner umfangreichen Schrift mit Recht darauf hinweisen, daß die vorliegenden Brunner-Studien tatsächlich die ersten eingehenden wissenschaftlichen Arbeiten über diesen „ganz deutschen und großdeutschen Mann“ sind. In der Tat ist wenigstens Brunners Verhältnis zu den drei Persönlichkeiten, die in seinem Leben eine so hervorragende Rolle spielten (J. Paul,